



**Johann Gottfried Herder :**  
**»Über Sprache und Literatur«**  
**Erste Sammlung von Fragmenten.**  
**Eine Beilage zu den**  
**„Briefen,**  
**die neueste Literatur betreffend“**



EINLEITUNG,  
DIE EINEN TRAUM  
VON EINEM ALLGEMEINEN GEMÄLDE  
DER DEUTSCHEN LITERATUR ENTHÄLT  
UND ANLASS GIBT, DIE  
„ALLGEMEINE DEUTSCHE BIBLIOTHEK“, DIE  
„BIBLIOTHEK DER SCHÖNEN WISSENSCHAFTEN“  
UND DIE LITERATURBRIEFE ZU PRÜFEN.

So sehr die Schriftsteller der Journale sich über ihre Leser erheben: so sind sie doch beide miteinander Zwillinge eines Schicksals. Beide jagt die liebe Göttin Langeweile, die Mutter so vieler Menschen und menschlichen Werke, in die Arme der Musen; beide fliehen aus Ekel über Arbeit oder Muße, über politische Neuigkeiten und Schriftstellerei in den Schoß der Göttin Kritik, um sich hier durch einen wachenden Schlummer zu zerstreuen und zugleich auch zu sammeln. Man wird ein Verfasser oder ein Leser der Journale, um die Ruhe und Geduld zu erlangen, die einem verwundeten Sohne des Mars oder der Pallas sehr eifrig zu empfehlen ist. Die Literaturbriefe waren im Anfange ein Zeitvertreib eines kranken Offiziers, nachher des kranken Publikums und oft auch kranker und ermüdeten Verfasser, die vom Bücherlesen müde und aus dem Felde des Autorruhms siech zurückkamen.

Daher ist auch unsre Zeit um so viel reicher an Journalen, als sie an Originalwerken arm wird. Der junge Schriftsteller nimmt alten Richtern das Brot vor dem Munde weg, weil er glaubt, urteilen zu können, ohne denken zu dürfen, Arbeiten schätzen zu können, ohne selbst ein Meister zu sein. Der Leser wiederum liest Advokatenberichte, um nicht selbst richten zu dürfen, Auszüge und Kritiken, um keine Bücher durchzustudieren. Je mehr Bücher, sagt Rousseau, desto weniger Weisheit; je mehr Ehebruch, desto weniger Kinder; je mehr Journale, desto minder wahre Gelehrsamkeit. Man läuft auf die Märkte, Neuigkeiten zu hören: der

Kunstrichter als ein Proselyt der Gerechtigkeit; der Leser als ein Proselyt des Tors; und der wahren Bürger sind so wenig, daß man auch selbst schon zu den Neuigkeiten Fremde braucht.

Indessen denke ich mir ein Journal, das mehr als Briefe, Auszüge und Urteile zum Zeitvertreibe enthielte: ein Werk, das sich den Plan vorzeichnete zu einem ganzen und vollendeten Gemälde über die Literatur, wo kein Zug ohne Bedeutung auf das Ganze wäre, er mag sich im Schatten verbergen oder ans Licht hervortreten; zu einem Gemälde, das die Natur des Tizian mit der Grazie des Correggio und der bedeutungsvollen Idea des Raffaels zu verbinden suchte; kurz! ein Werk, das eine pragmatische Geschichte im gelehrten Staat würde, so wie die „Annales“ des Tacitus im politischen Staat diesen hohen Namen verdienen.

Man lasse mich meinen Traum verfolgen! Diesem allgemeinen und einzigen Werke müßte eine Geschichte der Literatur zum Grunde liegen, auf die es sich stützte. Auf welcher Stufe befindet sich diese Nation, und zu welcher könnte und sollte sie kommen? Was sind ihre Talente, und wie ist ihr Geschmack? wie ihr äußerer Zustand in den Wissenschaften und Künsten? Warum sind sie bisher noch nicht höher gekommen, und wodurch könnte ihr Geist zum Aufschwünge Freiheit und Begeisterung erhalten? Alsdenn rufe der Geschichtschreiber der Literatur aus: „Wohlan, Landesleute, diese Bahn laufet, und jene Abwege und Steine vermeidet; so weit habt ihr noch, um hierin den Kranz des Zieles zu erreichen!“ Man stelle ihnen die Alten als Vorläufer, die Nachbarn als Nebenbuhler vor und suche die Triebfeder des Nationalstolzes so rege zu machen, als man das Nationalgenie untersucht hat. Kurz! eine solche Geschichte suche das, was sie bei den Alten war, zu werden: die Stimme der patriotischen Weisheit und die Verbesserin des Volks. Sie suche das in der Literatur zu sein, was der Schätzer der englischen Sitten und Grundsätze, der republikanische Brown, für den Staat war: eine Stimme patriotischer Weisheit, die Verbesserin seines Vaterlandes.

Jetzt mache ich den Riß zu dem Gebäude auf diese Grundlage: Wiefern wird durch jede merkwürdige Frucht des Geistes ein neuer Stein und Pfeiler dazugebracht werden? wie jener unglücklich gebauet, dieser das Gutgebauete unglücklich niedergerissen; wie jener Handlanger ein Baumeister und dieser Baumeister ein Kalklöcher sein sollte; wieviel unerkanntes Verdienst jener stille Fleißige habe, wieviel Aufmunterung dieses Genie verdiene, um nicht im Fleiße zu ersticken; wieviel Schaden jener Lärmer dem Ganzen zugefüget und wie er auf bessere Wege zu lenken sei. Dies alles zeige ein Kunstrichter im Plan, der Gelehrte übe es aus, und der Pfleger der Wissenschaften halte jene zur Ausübung an, befördere den Fleiß und erwecke das Genie.

Wo ist nun ein hundertäugiger Argos, um dies alles zu übersehen? Wo ein Briareus mit hundert Händen, um es auszuführen? Und wo ein Gesetzgeber, wider den auch die eigensinnigen Genies, die ziegenbärtigen

Grammatiker und der Pöbel von Übersetzern und Systemschreibern keine Widerrede hätte? Wir arbeiten in Deutschland wie in jener Verwirrung Babels; Sekten im Geschmack, Parteien in der Dichtkunst, Schulen in der Weltweisheit streiten gegeneinander; keine Hauptstadt und kein allgemeines Interesse; kein großer allgemeiner Beförderer und allgemeines gesetzgeberisches Genie. Wenn im Homer die Versammlung der Griechen erscheint, so bebt vom Gemurmeln die Erde, und neun schreiende Herolde laufen mit Stäben umher, sie zu bändigen, daß sie die Göttersöhne, die Könige, hören sollen.

Da dies Werk für einen nicht ist, so teile man die Arbeit oder den Plan. Den Plan? Dies ginge nicht so füglich an. Ein großer Teil der Wissenschaften macht einen Körper, wo man kein einzelnes Glied nach bloßem Gutdünken pflegen kann, ohne dem Ganzen zu schaden, und dieser Teil trägt den Namen Literatur. Ein weiter Name, dessen Gebiet sich von den ersten Buchstabierversuchen erstreckt bis auf die schönste Blumenlese der Dichtkunst, von der Züchtigung elender Übersetzer nach der Grammatik und dem Wörterbuch bis zu den tiefsten Bemerkungen über die Sprache, von der Tropologie bis zu den Höhen, die nur das Sonnenpferd der Einbildungskraft auf Flügeln der Aurore erreicht, von den Handwerkssystemen bis zu den Ideen des Plato und Leibniz, deren jede, wie ein Sonnenstrahl, siebenfarbiges Licht enthält; Sprache, Geschmackswissenschaften, Geschichte und Weltweisheit sind die vier Ländereien der Literatur, die gemeinschaftlich sich zur Stärke dienen und beinahe unzertrennlich sind.

So teile man alsdenn die Arbeit? — Nur teile man sie recht, lenke sie recht zusammen und habe stets das Ganze im Auge. Ein wahrer Kunstrichter in solchem Journal muß nicht Bücher, sondern den Geist beurteilen, sie mit ihren Schwächen und Größen gegeneinander abwägen und nicht ihr System, sondern ihr Urbild verbessern. Solange man nicht Ideen in ihre Quelle zurückzulenken weiß, in den Sinn des Schriftstellers: so schreibt man höchstens wider ihn und erregt — wenn er sich nicht in unsre Stelle zu setzen weiß — statt Überzeugung Widerspruch. Wie schwer ist's, Proben zu Grundsätzen zurückzuführen und Versuche zu Meisterstücken zu erheben, beständig mit und statt seines Autors denken zu können, statt seiner zu arbeiten und das Ganze nicht aus der Acht zu lassen; wie schwer ist's, sich und seinem Schriftsteller und dem Leser und der Schutzgöttin Literatur ein Gnüge zu tun! So schwer, daß mein Plan lange ein Traum meiner Phantasie bleiben wird.

\* \* \*

Drei Werke sind es, die mit diesem Grundriß eine Ähnlichkeit haben und die ich also darnach beurteilen darf. Ist mein Ideal eigensinnig, so zeichne ich, wie es der Gestalt und Schwäche meiner Augen erscheint. Sie erheben sich über die übrigen Journale so sehr als nach Virgils Gleichnis Rom über die Schäferhütten und die Zypressen über das Gesträuch. Indessen kann man doch auch über Rom urteilen.

Die „Deutsche Bibliothek“ hat einen zu weiten Plan, um allgemein zu sein. Da sie sich über die erst gezeichneten Grenzen der Literatur auch den sogenannten höhern Wissenschaften mittheilt: so muß sie die höhern Handwerks- und Kunstwerke nur in einem philologischen Gesichtspunkte zeigen, der dem gemeinen Leser zwar bequem, aber dem Liebhaber dieses Feldes viel zu entfernt ist. Entweder man befriedigt also den letztern nicht, der sie im ganzen Licht erblicken will, oder man hat dem größten Teil der fremden Leser die Frage vorzulegen: Verstehest du auch, was du liesest? Entweder man tut den Verfassern nicht genug oder fordert vom exoterischen Leser ein Pythagoreisches  $\alpha\upsilon\tau\omicron\varsigma$   $\epsilon\phi\alpha$  oder das Sokratische Urteil, das er über Heraklits Schriften fällt: „Auch, was ich nicht verstehe, ist gut.“ Ich könnte aus jedem Teil solche Schriften anführen, die oft bloß aus einem Nebengesichtspunkt betrachtet sind, ja von denen man gar nur ein allgemeines und einseitiges Urteil fällen konnte, weil es in einer allgemeinen Bibliothek stehen sollte. Auf die Art bildet man unvollkommene Polyhistoren, aber keine Pansophen der Literatur: das Werk wird ungleich und mangelhaft; ex omnibus aliquid, ex toto nihil. Man sieht es jedem Rezensenten an, daß er uns mehr sagen konnte; allein um des Allgemeinen willen mußte er sich in der Gottesgelahrtheit auf Toleranzpredigten, in der Arznei- und Rechtslehre auf die Grenzen dieser Wissenschaften und in der Ästhetik auf Auszüge einschränken.

Gewiß! Rezensionen allein machen noch keine allgemeine Bibliothek aus; Vergleichen und Aussichten, Beobachtungen über Fehler und Tugenden, diese charakterisieren den hohen kritischen Geist, der zum Bibliothekar einer Nation gehört. Das ganze Bild der himmlischen Göttin lebte stets in der Seele des Zeuxes, da er von seinen irdischen Göttinnen Reize borgte. Was in jeder Schrift neu ist und wozu Pfade eröffnet werden; für welche Klasse von Lesern jenes und dieses Werk ist; was man wegzuwerfen und auszubessern habe, um den Bau des Ganzen zu befördern — dies heißt eine allgemeine Bibliothek. Und von diesem dürfte man bisher nicht eben viel Neues in dem gedachten Werk wahrgenommen haben.

Bloße Auszüge, mit einem flüchtigen Urteil über einzelne Sätze; Auszüge, die gegeneinander nicht immer Ebenmaß haben; Auszüge nach Gesetzen und Satzungen, nicht nach dem Genie des Verfassers und der Wichtigkeit der Sache, sind eine enzyklische Gelehrsamkeit, einer Spirallinie gleich, die um ihren Mittelpunkt läuft, um ihn spät zu erreichen. — Ich sehe selbst die Schwürigkeiten ein, die diesen schönen Plan, im Lehnstuhl ausgeheckt, schwer genug machen, allein unmöglich ist er nicht für einen Ort wie Berlin, für einen Verleger, wie Nicolai ist, und für Verfasser, wie die meisten bei der „Bibliothek“ sind.

\* \* \*

Die „Briefe über die neueste Literatur“ haben kein Lehrgebäude liefern wollen, doch aber nennen sie es ein Gemälde der Literatur in den letzten

Jahren. Vielleicht könnte man die „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften“ in Deutschland für ihre Grundlage ansehen; allein auch diese reden bloß von Stückwerken von Betrachtungen, wie ich von Fragmenten: und als Gebäude wollen sie also ihr Werk nicht beurteilen lassen.

Man dankt es also den Verfassern, daß sie manchmal ihre Lieblingswendungen ergreifen, um von einer Sache überhaupt zu schwatzen: Briefeingänge, Präludien und Episoden, die mehr wert sind als ganze Kritiken.

Warum ist's nicht öfter geschehen, daß sie die „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ zur Basis ihrer „Briefe“ gemacht, wie sie es versprochen. Oft, wenn diese, ihres Namens Bibliothek eingedenk, Auszüge von Büchern lieferte, die ich mir selbst machen konnte und mußte, wäre ein freies Urteil im Geschmack der Literaturbriefe willkommen gewesen. Vielleicht wären oft beider Urteile verschiedner gefallen, wenn sie sich mehr bemerkt hätten; indessen bleiben beide Werke die Pendanten zueinander, die manche Nachbarn nicht aufzuzeigen haben.

Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ ist in ihren Nachrichten von den Ausländern uns völlig und noch mehr als ein „Journal étranger“; daher ich bei diesen Nachrichten zu lesen anfangte und alsdenn die „Bibliothek“ auf gut alt βουστρηδον zurückpflügte. Allein wenn man diese fremde Nachrichten mehr in Auszüge ausbreitete, insonderheit von Büchern, die oft selbst eine kleine Bibliothek der schönen Wissenschaften sind? Wenn man einländische Auszüge oft verkürzte, von Büchern, die man selbst lesen muß? Wenn man bei diesen sich vorzüglich auf Urteile, Beobachtungen und Aussichten beflisse? Wenn die eignen Abhandlungen beständig eine nahe Beziehung zum Titel des Buchs hätten? Wenn sie öfters Gemälde der schönen Künste und Wissenschaften in Ländern und Gegenden enthielten, ähnliche Schriftsteller verglichen und einem Sulzer fertiges Baugerüst zu seiner allgemeinen Ästhetik lieferten? Wenn sie an dringender Kürze und schöner Gründlichkeit den Mosesschen, Winckelmannischen und Hagedornschen gleichkämen und in ihrer Wahl fremder Stücke genau wären; wenn man die Nachrichten und Urteile wie zerstreute Perlen in einen Halsschmuck sammeln und bei der Kritik der Dichter härter sein wollte — ich gestehe es freilich, daß man eher eine Reihe von Einwendungen mit dem Worte Wenn machen, als dies Wenn ausbessern kann.

Die Literaturbriefe haben mehr Urteil; allein schätzen sie nicht die Merkwürdigkeit gewisser Werke beinahe bloß nach dem Maß, wie sie dabei Raum zum eignen Urteil, zur Strafe und Spekulationen finden? Das Publikum war verwöhnt, bei allen wichtigen Werken ihre Stimme zu erwarten, und ihr Korrespondent wird doch gewiß mit ändern Journalen haben buhlen müssen, um die Merkwürdigkeiten alle zu erfahren. — Ihre Philosophie ist nach dem Aussprache Cicérons: „Philosophiere! aber mit wenigem“,

und diese Mäßigung hat sie, als Leitband, vor dem Sinken bewahrt. Indessen fällt es mir ein, daß einst in Athen zweien Künstler stritten; jener betrog die Vögel und dieser gar seinen Miteiferer, der nach dem Vorhange griff und bloß ein Gemälde ertappete. Wenn die Literaturbriefe in ihren Urteilen oft einfältige Leser bei dem Naschen zum besten haben, so geht dies noch hin; wenn aber der Ordensbruder, der Philosoph selbst nach ihren allgemeinen Anmerkungen greift und sie verschwinden, so ist's beinahe wider die Zunftgesetze.

Beide Werke, die ich ohngeachtet ihrer Verschiedenheit vergleiche, haben sich indessen alle beide um den deutschen Geschmack sehr verdient gemacht und werden merkwürdig sein, wenngleich die Nachrichten des einen und der homiletische Eifer des ändern nicht mehr zum Neuesten der Literatur gehören werden.

Ich liefere die vornehmsten Stellen der Literaturbriefe ausgezogen und betrachtet: daher kann meine Arbeit vielleicht für einen Realauszug aus denselben gelten. Wenn ich ihnen widerspreche oder beistimme, zitiere ich bloß und überlasse dem Leser, der jenes Werk besitzt, die Zitationen selbst aufzuschlagen. So vermeide ich den Ton eines Tadlers und Lobredners und spreche mit einigen Verfassern pantomimisch – wie es dort von jenem griechischen Orakel hieß: ουτε λεγει ουτε κρυπτει αλλα σημαινει.

## FRAGMENTE

### ERSTE SAMMLUNG: ZWEITE VÖLLIG UMGEARBEITETE AUSGABE

#### 1

Allerdings ist auch die Sprache einer Nation ein beträchtliches Stück in der Literatur derselben: und wer über diese schreibt, wird schon durch den Namen erinnert, jene nicht aus der Acht zu lassen. Man kann die Literatur eines Volks ohne seine Sprache nicht übersehen — durch diese jene kennenlernen — durch sie auf manchen Seiten ihr unvermerkt beikommen, ja beide mit einer Mühe erweitern; denn größtenteils geht ihre Vollkommenheit in ziemlich gleichen Schritten fort. Nicht als Werkzeug der Literatur allein muß man die Sprache ansehen, sondern auch als Behältnis und Inbegriff, ja gar als eine Form, nach welcher sich die Wissenschaften gestalten — und nutzt man diese drei Gesichtspunkte recht: so wird uns ein philosophisches Sprachenstudium gleichsam ein Vorhof scheinen, sich dem Tempel der Literatur zu nähern.

Ist die Sprache Werkzeug der Wissenschaften: so ist ein Volk, das ohne poetische Sprache große Dichter, ohne biegsame Sprache glückliche Prosaisten und ohne genaue Sprache große Weise gehabt hätte, ein Un Ding. Man trotze meiner Behauptung und übersetze Homer in das Holländische, ohne ihn zu travestieren; man bringe einen schlüpfrigen Crebillon in das Lappländische und den Aristoteles in eine der wilden Sprachen, die keinem abstrakten Begriff Herberge geben. Sollte man nicht in jedem Gebiet der Wissenschaften Gedanken und Schriften haben, die für diese und jene Sprache durchaus unübersetzbar sind?

Wenigstens ist eine Mundart, in welcher die Literatur entweder von selbst hervorgeschossen oder hineingepfropft ist — unendlich von einer ändern unterschieden, die man in Absicht der Wissenschaften idiotisch nennen muß. Und es mußten, wie mich dünkt, von der Natur besondere Geister dazu ersehen werden, ihre rohe Sprache zu den Wissenschaften oder, wenn man lieber will! die Wissenschaften in der Sprache zu bilden. Da diese nun ihren innern Beruf fühlten, daß sie geboren wären, um ungedachte Dinge zu denken und ungesagte Worte zu sprechen: so folgten sie dieser Stimme; sie verwüsteten die Sprache, um zu schaffen: jedes Hindernis ward ihnen wie nichts und zum Denkmal einer Tat; sie wurden Schöpfer und Gesetzgeber und Muster. Die Sprache ward, wie Isokrates sagt, die Bezähmerin der Wilden und, wie man dazusetzen kann, eine bildende Schöpferin in den Wissenschaften.

Wer also seine Sprache zur Weltweisheit, zur Prose und Poesie zu bereiten sucht: der ebenet eben damit den Boden, daß er Gebäude und Pa-

läste trage. Oder noch mehr! er liefert dem Schriftsteller Werkzeug in die Hände; dem Dichter hat er Donnerkeile geschmiedet, dem Redner seine Rüstung gegläncet, dem Weltweisen Waffen geschärfet, und jedem ändern, der bloß für das Auge dasteht, hat seine vorrätige Hand Anzug, Putz und wie oft auch damit seine ganze Würde und Schönheit verschaffet. Nur schade! daß Jupiter das Verdienst seiner unterirdischen Zyklopen so wenig erkannte und daß eine Schöne so selten die allmächtige Hand küsset, die ihr Anstand und Grazie anschuf. Die Anwendung hievon auf die Zyklopen der Sprachkunde mag Johnson seinen Engländern sagen: „Man sieht sie für Leibeigne im Reich der Wissenschaften an, die dazu verdammt sind, auf dem Pfade der Erkenntnis und des Witzes nur die Dornen und Hecken auszurotten.“

Ich gebe es gern zu, daß die Helden und Halbgötter in der Literatur keine Vorläufer nötig haben mögen, um vor ihnen den Weg zu ebnen, sondern daß sie eben damit Herkuls Ruhm erlangen, wenn sie seine Taten tun — Berge abtragen, Ungeheuer ausrotten, Schwierigkeiten überwinden und Ziele ereilen; und das alles in der rauhen Sprache, die wie Pfeil und Keule ist in der Hand des Starken — allein wenigstens kann man ihren schwächern Nachfolgern, ihren Brüdern aus menschlichem Geblüt zu Hülfe kommen, die sich sonst auf ihrem Kunststück mit schlechtem Werkzeuge quälen und nachher doch wohl ihre Arbeit zur Schande ausstellen oder zu eigener Scham verbergen müßten. Kann man diesen ihre Instrumente bequemer, leichter, faßlicher machen: so erleichtert man ihnen wenigstens jene undankbare Mühe, die nachher ihrem Kunststück so selten anzusehen ist.

Ich gebe es ferner zu, daß nicht Sprachkünstler, sondern Arbeiter auf eigne Hand die ersten sind, die Sprache jeder Gattung der Schreibart so anzupassen, daß beide zusammenzuwachsen scheinen; hier entscheidet ein Muster durch sein königlich Beispiel mehr als zehn Wortgrübler und klärt, wenn es mit seinem Strahlenangesicht auftritt, mehr auf als hundert Leichenfackeln der Grammatiker.

Ja, ich gebe noch mehr zu: Sprach- und Schulmeister sind die ersten, die die Sprache verderben, daß sie, wie sie sie wollen, zu nichts taugt. Sie polierten das Instrument so lange, bis es gut zum Anschauen und Aufhängen ward; sie krümmeten und dehnten, bis es schwach, bis es verunstaltet wurde; sie schnitzelten am Bogen, bis er brach — unselige Kunstrichter und Regelschmiede! — Allein um so gelegner und wie gerufen sollten solche kommen, die diesen Sprachverderbern das Werkzeug noch zu rechter Zeit entreißen und es zu dem Rüstzeuge machen wollen, das in den Händen einer heiligen regellosen Unbesonnenheit Wunder tut. Desto angenehmere Gäste sollten uns die sein, die unserer rüstigen und tüchtigen Sprache ihre alte Baumstärke wiedergeben und alte Geheimnisse in ihr verraten wollen, auf die freilich mancher Pancirolli unter seinen „Rebus deperditis“ nicht hat kommen können.

So weit, kann ich mir doch nicht einbilden, so weit ist's doch mit uns gewiß noch nicht, daß wir uns unsere Sprache gemacht haben, wozu wir sie wollen, was sie sein kann und sein soll, denn kaum und nochmals kaum — haben wir sie so, wie sie gewesen ist. Wie? ist denn alles, was zum dichterischen, prosaischen und philosophischen Ausdruck gehört, schon so genau bestimmt, daß die Sprachlehre des Dichters und des Prosaisten ihm zur allgemeinen Kasuistik dienen kann? Ist in ihr alles so entwickelt und ausgefaltet, daß dem Poeten und Philosophen während dem Schreiben keine Runzel, keine Knote mehr unter die Hand laufen muß, der ihn aufhält? Wäre man denn auch, wenn man gar kein Sonderling im Stil sein will, wären denn auch nur die gewöhnlichen Postgänger der Schreibart, auf ihrer alten geschlagenen Landstraße, für allem Straucheln sicher? Sollte auch Lesern von ziemlich gesunder Verdauung nicht oft etwas Härliches aufs Herz stoßen? Sollte unsere Sprache schon so weit sein, daß man in ihr und in jeder Gattung der Schreibart alles so sagen könnte, als man es sagen will und muß, so sagen könnte, daß nichts außer und über dem Gesagten ist? Kurz! ist die Sprache als Werkzeug der Literatur vollkommen, schön, bequem genug?

Will man die Antwort auf diese Fragen, so schlage man unsere besten Übersetzer auf, die oft nicht zu übersetzen wissen, unsere beste Journale auf, die oft nicht zu entscheiden wissen, unsere besten Grammatiken und Prosodien auf, die keine deutsche Grammatiken und Prosodien sind. Griechen und Römer, wären sie auch in allem, was sie in der Sprache dachten, so weit unter uns, als es uns oder ihnen beliebt mag — in dem, wozu sie die Sprache machten, waren sie weit über uns. Was sie mit dem Werkzeuge ausgerichtet haben, mag viel oder wenig sein; aber wie sie über ihrem Werkzeuge selbst sich Mühe gaben, läßt sich nicht verkennen, und sollte ein großer Teil ihrer glücklichen Unternehmungen nicht eben durch diese vor- und nebenanlaufende Mühe erleichtert sein? Wie arbeiteten sie nicht an ihrer Sprache, und darum geriet ihnen auch in derselben die Arbeit so gut.

Man sollte nicht glauben, wie dürftig die unsere, auch an den unentbehrlichsten Hilfsmitteln, sei, wenn man die Hilfsmittel insonderheit nach ihrem Innern, als Instrumente der Wissenschaften betrachten will. Wenn jener arabische Weise sechzig Kamele allein mit den Wörterbüchern seiner Sprache beladen konnte: so gehört kaum ein Maulesel dazu, unsern Frisch und unsern Bödiker wegzutragen; denn die meisten unserer vielen „Deutschen Gesellschaften“ haben an dies edle Unternehmen auch nicht im Traume gedacht, ihre Sprache zum vollkommenen Werkzeug der Wissenschaften zu machen, auch nur sofern dies Machwerk mechanische Arbeit foderte: und was haben wir also aufzuzeigen, wenn uns ein Grieche und Römer in unserer philosophischen Werkstätte und Rüstkammer zuspräche?

Nun ist aber die Sprache mehr als Werkzeug: sie ist gleichsam Behältnis und Inhalt der Literatur — wieviel freies Feld geben uns diese Worte, zu übersehen, zu bearbeiten, zu nützen?

Wenn Wörter nicht bloß Zeichen, sondern gleichsam die Hüllen sind, in welchen wir die Gedanken sehen: so betrachte ich eine ganze Sprache als einen großen Umfang von sichtbar gewordenen Gedanken, als ein unermeßliches Land von Begriffen. Jahrhunderte und Reihen von Menschenaltern legten in dies große Behältnis ihre Schätze von Ideen, so gut oder schlecht geprägt sie sein mochten; neue Jahrhunderte und Zeitalter prägten sie zum Teil um, wechselten damit und vermehrten sie: jeder denkende Kopf trug seine Mitgift dazu bei; jeder Erfinder legte seine Hauptsumme von Gedanken hinein und ließ sich dieselbe durch Wucher vermehren, Ärmere liehen davon und schafften Nutzung; falsche Münzer lieferten schlecht Geld, entweder zur Erstattung des Geborgten oder sich ein ewiges Andenken zu prägen; heldenmäßige Räuber wußten sich bloß durch Raub und Flammen einen Namen zu machen — und so ward nach großen Revolutionen die Sprache eine Schatzkammer, die reich und arm ist, Gutes und Schlechtes in sich faßt, gewonnen und verloren hat, Zuschub braucht und Vorschub tun kann, die aber, sie sei und habe, was sie wolle, eine ungemein sehenswürdige Merkwürdigkeit bleibt.

Jedes Buch ist ein Beet von Blumen und Gewächsen, jede Sprache ein unermeßlicher Garten voll Pflanzen und Bäume: giftig und heilsam, nahrhaft und dürre, für Auge, Geruch und Geschmack, hoch und niedrig, aus allen Weltteilen und mit allen Farben, aus mancherlei Geschlechtern und Arten — ein sehenswürdiger Anblick! — Wer wird hier bloß den Riß des Gartens in toten Linien sehen wollen, wo der lebendige Inhalt desselben so viel zu lehren verspricht; und wer wird bloß bei der dürren Form der Sprache stehenbleiben, da das Materielle, was sie enthält, der Kern ist?

Und dies Materielle der Sprachen, der große gedankenvolle Raum, den sie einschließen, wird sich in verschiedenen Ausdehnungen betrachten lassen. Es gibt eine Symbolik, die allen Menschen gemein ist — eine große Schatzkammer, in welcher die Kenntnisse aufbewahrt liegen, die dem ganzen Menschengeschlechte gehören. Der wahre Sprachweise, den ich aber noch nicht kenne, hat zu dieser dunkeln Kammer den Schlüssel: er wird sie, wenn er kommt, entsiegeln, Licht in sie bringen und uns ihre Schätze zeigen — Das würde die Semiotik sein, die wir jetzt bloß dem Namen nach in den Registern unsrer philosophischen Enzyklopädien finden: eine Entzieferung der menschlichen Seele aus ihrer Sprache.

Jede Nation hat ein eignes Vorratshaus solcher zu Zeichen gewordenen Gedanken, dies ist ihre Nationalsprache: ein Vorrat, zu dem sie Jahrhunderte zugetragen, der Zu- und Abnahmen, wie das Mondlicht, erlitten, der mehr Revolutionen und Veränderungen erlebt hat als ein Königsschatz un-

ter ungleichartigen Nachfolgern: ein Vorrat, der freilich oft durch Raub und Beute Nachbarn bereichert, aber, so wie er ist, doch eigentlich der Nation zugehört, die ihn hat und allein nutzen kann – der Gedankenschatz eines ganzen Volks. Schriftsteller der Nation! wie könnt ihr ihn nutzen? und ein Philolog der Nation, was könnte er nicht in ihm zeigen, durch ihn erklären?

Alles, was dieser Nationalschatz Eignes hat; Ursprung, Geschichte und wahre Art dieser Eigenheit; das Besondere desselben in Fächern der Armut und des Überflusses; das Sehenswürdige in Gestalten der Schönheit und in Mißgeburten; Münzen, die wohl oder übel geprägt sind; Schaustücke, die sich durch ihre Seltenheit oder innern Wert oder durch ihre Geschichte empfehlen; Merkwürdigkeiten, auf bequemen oder unbequemen Stellen; Figuren von außerordentlich leichter oder besonders widrigen Stellungen – und hundert unerhörte Dinge mehr würden uns über diesen Gedanken-vorrat eines Volks gesagt werden können, die jeder Eingeborne der Sprache ihr mit begierigem Ohr hörete. Allein die Stelle eines solchen Sprachforschers ist freilich schwer zu besetzen, weil in sie ein Mann von drei Köpfen gehört, der Philosophie und Geschichte und Philologie verbinde, der als Fremdling Völker und Nationen durchwandert und fremde Zungen und Sprachen gelernt hätte, um über die seinige klug zu reden – der aber zugleich, als ein wahrer Idiot, alles auf seine Sprache zurückführte, um ein Mann seines Volks zu sein.

Ich endige diese Allegorie, um in einer ändern fortzufahren. Ist die Sprache einer ganzen Nation ein Feld von Gedanken: wieviel verschiedene Grenzscheidungen und Furchen lassen sich wieder im Kleinern ziehen, die eignen Herren zugehören. So verschieden, wie sie indessen sind, werden sie unter zwei Hauptabteilungen fallen, die aber so durcheinanderlaufen, daß, wenn ich Feldmesser wäre, mir der Schwindel ankommen müßte: man nennt sie das Gebiet der Wissenschaften und des gemeinen Lebens. Nun zeichne, wer da will, die Grenzen, die dort jede Hauptdoktrin, hier jeder merkwürdige Stand, dort jede sonderbare Denk-, hier jede eigne Lebensart, dort jede Sekte, hier jede Zunft um sich zieht, so daß jeder in dem Materiellen seiner Sprache eigne Ländereien, Felder und Blumenbeete hat. Und wenn der Landmesser zugleich des Staates kundig ist: so vernünftle er darüber, was dieses ganze Heer von Dialekten für Wirkungen auf das Ganze habe, was für Nutzen es der Republik bringen könne, wie unter allen diesen Neben- und Anwohnern eine Familiennachbarschaft zu errichten und zu erhalten sei, wie sie endlich am füglichsten durch allgemeine Gesetze regiert werden müssen, daß weder die Macht des Staatskörpers noch die Freiheit einzelner Glieder darunter leiden. Die einzelnen Glieder sind merkwürdige Schriftsteller, die, wenn nicht mehr, so einen Weinstock und Feigenbaum haben, den sie selbst pflanzen und erziehen, unter dem sie also sicher und friedlich leben wollen. Und gewiß auf diese Privatpersonen und ruhige Bürger in einem Winkel der Erde dürfte wohl das meiste Eigentum und der meiste Schatzungsanschlag kommen: da die herrschende und gangbare Schriftsteller, die Archonten und Heerscharen der Schreibart meistens auf Kosten anderer leben, nichts Eignes haben

und nichts abgeben können. Das letzte bestätigt ein Namensspiel aus der griechischen Sprache, die den Eigentümer (ιδιοκτήτης) zugleich Privatmann und unkriegerischen Bürger nennt und ihn dem Befehlshaber (αρχόντι), dem Tyrannen und dem Krieger entgegensetzt.

Mit Mühe muß ich mich von dem Plane loswinden, eine Sprache als ein Gedankenbehältnis der Menschen, einer Nation, eines Stücks der Literatur, einer Schule, eines Schriftstellers anzusehen: mein Blick erweitert sich, wenn ich die Aufschlüsse betrachte, die dadurch die abstrakte Weltweisheit, die Literatur eines Volks, jede einzelne Wissenschaft und, was das beste ist, die Kenntnis der Seele erhalten müßte. Alsdenn würde man erst einzelne Schriftsteller charakterisieren können, daß ihr Bild in der Geschichte der Wissenschaften lebte; alsdann erst Schriftsteller verschiedener Nationen gegeneinanderstellen können, um sie zu vergleichen, ihre Verdienste abzuwägen und aus ihnen allen Züge der Schönheit zu stehlen; alsdann erst würde man ein Feld der Literatur aus dem ändern kennen und jedem sein Recht widerfahren lassen, so viele Feindseligkeiten endigen, die sie aneinander ausgeübt, Zwistigkeiten entscheiden, die sich bloß hierdurch entscheiden ließen, Unordnungen heben, die aus der Verwirrung der Untertanen verschiedener Herrschaften, aus dem Raube nachbarlicher Wörter und aus nächtlichen Streifereien in die anliegenden Provinzen entstanden. Verschwunden wäre alsdann so mancher vergebliche Rangstreit, leere Wörterkriege, ewige Verwirrungen und Verwechslungen der Ideen. Jedes Gebiet der Weisheit zeigte sich in seinem eignen Lichte, bekäme auf der Karte durch seine Sprache eigne Farbe, eigne Grenzen, in der Beschreibung eigne Städte und Bewohner, eigne Produkte und Verfassung, eignes Feuer und Herd. Die Enzyklopädie und die Geschichte der Wissenschaften bekäme mehr Abstechendes der Klarheit, mehr Unterschiednes der Deutlichkeit und mehr Fruchtbares der Erfindung wegen — Man würde das Unedle, Gedankenlose verbannen, dessen sich eine Nation, eine Wissenschaft, ein Schriftsteller zu schämen hätte. Das Ideenleere, das sich in jede Szienz allmählich eingeschlichen, der falsche Geschmack, den oft Jahrhunderte befestigt hatten, das Eitle, für welchem auch das Heiligtum der Gelehrsamkeit nicht sicher blieb, würde entlarvt, seines Ansehens entsetzt und verjagt werden. Man würde in dem Gedankenbehältnis einer Nation, einer Wissenschaft, eines denkenden Kopfes nichts leiden wollen, als was dessen würdig ist — Vielleicht wundert sich mancher, daß ich von einer leeren Sprachmaterie so viel hoffe, allein ich habe mehr Recht, mich zu wundern, wie man noch so wenige Vorteile davon gezogen, „daß man die Sprache als ein vehiculum menschlicher Gedanken und den Inhalt aller Weisheit und Kenntnisse" hätte ansehen können.

### 3

Sie ist noch mehr als dies: die Form der Wissenschaften, nicht bloß in welcher, sondern auch nach welcher sich die Gedanken gestalten, wo in allen Teilen der Literatur Gedanke am Ausdrucke klebt und sich nach

demselben bildet. Ich sage, in allen Teilen der Literatur; denn wenn man glaubt, daß bloß in der Kritik der schönen Wissenschaften, in Poesie und Rednerkunst vieles vom Ausdrucke abhängt: so setzt man dieser Verbindung zu enge Grenzen. In der Erziehung lernen wir Gedanken durch Worte, und die Wärterinnen, die unsere Zunge bilden, sind also unsere erste Lehrerinnen der Logik; bei allen sinnlichen Begriffen in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens klebt der Gedanke am Ausdruck; in der Sprache des Dichters, er spreche Empfindungen oder Bilder, belebt der Gedanke die Sprache so wie die Seele den Körper; die ganze anschauende Erkenntnis verbindet die Sache mit dem Namen, alle Worterklärungen der Weltweisheit genügen sich am letzten — und in allen Wissenschaften hat es gute oder böse Folgen gegeben, daß man mit Worten und oft nach Worten gedacht hat. Da ich im dritten Teile meines Buchs eine fragmentarische Abhandlung darüber gebe, wie der Gedanke am Ausdrucke klebe, so fahre ich hier bloß im allgemeinen Tone fort.

Ist's wahr, daß wir ohne Gedanken nicht denken können und durch Worte denken lernen: so gibt die Sprache der ganzen menschlichen Erkenntnis Schranken und Umriß. Daher muß auch, bloß auf das Symbolische der Denkart gesehen, ein großer Unterschied zwischen uns und höhern Wesen sein, wenn man von beiden den Ausdruck Homers brauchen will: so heißt es in der Sprache der Menschen, aber die seligen Götter nennen es anders. Es muß diese allgemeine Betrachtung der menschlichen Erkenntnis durch und mittelst der Sprache eine negative Philosophie geben, wie weit sich die menschliche Natur in ihren Ideen nur heben sollte, weil sie sich nicht höher heben kann, wie weit man sich ausdrücken und erklären sollte, weil man sich nicht weiter ausdrücken und erklären kann. Wie vieles würde man hier ausfegen können, was wir sagen, ohne daß wir was dabei denken: falsch denken, weil wir es falsch sagten; sagen wollen, ohne daß wir es denken können. Ein Mann, der diese negative Weltweisheit hervordächte, stünde an dem Umfange der menschlichen Erkenntnis wie auf einer Weltkugel, und wenn er über diese Schranken sein Haupt nicht erheben und in freie Luft umherblicken könnte: so wagte er doch seine Hand hinaus und rief: Hier ist Leeres und Nichts! Und der hätte in einem ändern Verstande die höchste Sokratische Wissenschaft: Nichts zu wissen! Irre ich nicht: so würden sich alsdenn aus unserer ganzen Metaphysik von der Ontologie bis zur natürlichen Gottesgelahrtheit Ideen wegschleichen, denen bloß die Worte Eintritt und ein falsches Bürgerrecht gegeben — und eben sind es die, über die der meiste Streit gewesen. Über nichts läßt sich mehr zanken, als was keine Partei versteht, und leider! ist die Menschheit zu nichts geneigter, als erklären zu wollen, was sie sich selbst nicht erklären kann.

Wir denken in der Sprache; wir mögen erklären, was da ist, oder, was noch nicht da ist, suchen. Im ersten Falle setzen wir vernehmliche Töne in verständliche Wörter und verständliche Wörter in deutliche Begriffe um. So lange läßt sich also eine Sache zergliedern, als Wörter für ihre Teilbegriffe da sind — und so lange eine Idee erklären, als neue Verbindungen

von Wörtern sie in ein heller Licht setzen. Im zweiten Falle, der das Erfinden neuer Wahrheiten betrifft, ist die Erfindung eine oft so unvermutete Folge verschiedener Wortverbindungen, als in der Algebra das Produkt von verschiedenen Kombinationen der Zeichen nicht sein kann — und was kann also auch selbst in den tiefsten Boden der abstrakten Wissenschaften die Sprache nicht für Eindrücke graben? Bei jeder Gattung des sinnlichen und schönen Ausdrucks sind diese Eindrücke schon sichtbarer und kenntlicher; und im gemeinen Leben ist's ja offenbar, daß denken fast nichts anders sei als sprechen.

Jede Nation spricht also, nachdem sie denkt, und denkt, nachdem sie spricht. So verschieden der Gesichtspunkt war, in dem sie die Sache nahm, bezeichnete sie dieselbe. Und da dies niemals der Anblick des Schöpfers war, der diese Sache in ihrem Innern nicht bloß werden sähe, auch werden hieß, sondern ein äußerer einseitiger Gesichtspunkt: so ward derselbe zugleich mit in die Sprache eingetragen. Eben damit konnte also das Auge aller Nachfolger an diesen Gesichtspunkt gleichsam gewöhnt, gebunden, in ihn eingeschränkt oder ihm mindestens genähert werden. So wurden Wahrheiten und Irrtümer aufbewahrt und fortgepflanzt wie vorteilhafte oder nachteilige Vorurteile; zum Vorteil oder Nachteil hingen sich Nebenideen an, die oft stärker würcen als der Hauptbegriff; zum Vorteil oder Nachteil wurden zufällige Ideen mit wesentlichen verwechselt, Fächer gefüllet oder leer gelassen, Felder bearbeitet oder in Wüsteneien verwandelt; die drei Göttinnen der menschlichen Kenntniss, Wahrheit, Schönheit und Tugend, wurden so national, als es die Sprache war.

Wenn also jede ursprüngliche Sprache, die ein Landesgewächs ist, sich nach ihrem Himmels- und Erdstriche richtet; wenn jede Nationalsprache sich nach den Sitten und der Denkart ihres Volks bildet: so muß umgekehrt die Literatur eines Landes, die ursprünglich und national ist, sich so nach der originalen Landessprache einer solchen Nation formen, daß eins mit dem ändern zusammenrinnt. Die Literatur wuchs in der Sprache und die Sprache in der Literatur: unglücklich ist die Hand, die beide zerreißen, trüglich das Auge, das eins ohne das andere sehen will. Das ist der größte Philolog des Orients, der die Natur der morgenländischen Wissenschaften, das Naturell seiner Landessprache wie ein Morgenländer versteht. Der ist ein origineller und nationeller Grieche, dessen Sinn und Zunge unter dem griechischen Himmel gleichsam gebildet worden; wer mit fremden Augen sieht und mit barbarischer Zunge von griechischen Heiligtümern schwatzen will: den sieht Pallas nicht an, der ist ein Ungeweihter im Tempel des Apollo.

Die Literatur fremder Völker und Sprachen ist oft als eine fremde Kolonie unter andere Nationen eingeführt: und notwendig hat durch diese Zusammenmischung von Ideen und Sitten, von Denk- und Seharten, von Sprachen und Wissenschaften alles eine so andere Gestalt annehmen müssen, daß die Literatur ein wahrer Proteus zu sein scheint, wenn man sie durch Völker und Zeiten und Sprachen verfolgt. Entlehnte Gesichts-

punkte wurden auf eine neue Art gerückt, geerbte Wahrheiten bis zum Unkenntlichen umgeprägt, halbverstandne Begriffe zu Gespenstern, unrecht angesehne Gegenstände zu abenteuerlichen Gestalten, und eine Sprache, die ihre Literatur aus verschiedenen Himmels- und Erdstrichen, aus mancherlei Sprachen und Völkern her hat, muß natürlicherweise ein Gemisch von ebenso vielen fremden Vorstellungsarten sein, die in einer oder der ändern Wissenschaft Raum gewonnen. Nachdem sie aus verschiedenen Dialekten Kolonien zum Anbau ihrer Gelehrsamkeit genommen, nachdem wird sie sich auch der babylonischen Sprachenmischung nähern und oft ein Cerberus sein, der aus neun Rachen neun verschiedene Spracharten, wiewohl in reinen und eigenen Worten, herausstößt. Wenn jede Sprache Eindrücke nachläßt in den Wissenschaften, die in ihr wohnen: so muß man es unstreitig der Literatur ansehen können, in wie vielen Händen und Formen sie gewesen, in wie mancherlei Sprachen über sie sei gedacht worden.

Jeder Kopf, der selbst denkt, wird auch selbst sprechen, und so wird wieder sein Vortrag nach ihm gebildet: er wird seiner Sprache Merkmale von seiner Seh-, von den Schwächen und Tugenden seiner Denkart, kurz, eine eigene Form eindrücken, in welche sich seine Ideen hineinschlügen. Nun habe ich durch Erfahrungen bemerkt, daß nicht bei jedem, der da denkt und spricht, Gedanke und Ausdruck auf eine gleich feste Art zusammenzuhängen scheinen; daß nicht bloß bei dem einen der Vortrag loser und biegsamer ist als bei dem ändern (denn dies ist zu bekannt und leicht zu erklären), sondern daß bei diesem der Gedanke selbst mehr an dem Worte klebe und gleichsam die ganze Denkart symbolischer und zeichnender sei als bei dem ändern. Es ließe sich über diese Bemerkung manches, und vielleicht manches Nützliche, sagen — was aber nicht hieher gehört. Hier sei es genug, daß, wenn wir auch nur einige Schriftsteller von Rang und Ansehen setzen, die ihre Gedanken der Sprache oder die Sprache den Gedanken auf so eigne Art anpassen: so gibt es notwendig im Kleinen und Großen beträchtliche Phänomene.

Die Materie, über die ich schreibe, daß die Sprache Werkzeug, Inhalt und gewissermaßen Zuschnitt der Wissenschaften sei, ist so unermeßlich selbst in einem Plane, der nichts mehr als Gesichtspunkte hinzeichnen will, daß mich dünkt, mit allem, was ich gesagt, noch nichts von dem gesagt zu haben, was ich sagen wollte. Ich breche also ab und eile zu einem Buche, das dem Titel nach alle meine Lücken vollfüllen und mehr sagen muß, als was ich sagen durfte. Es ist die gekrönte Preisschrift: „Wiefern haben Sprachen einen Einfluß auf Meinungen und Meinungen auf Sprachen.“ Und da ein Sprachverständiger, der Orient und Okzident kenne, der in so manchen Sprachhypothesen einen philosophischen und dichterischen Kopf bewiesen und überdem vor vielen ändern seiner Zeitgenossen den Vorzug hat, daß er gleichsam von Grund aus und auf eignem Boden philosophieren kann, er sei, wo er wolle — da dieser der Verfasser ist: so darf ich nur getrost auf seine Abhandlung unterschreiben, was Thukydides selbst in

seine Geschichte schrieb, daß sie mehr als ein leeres *αγωνισμα*, sie solle sein: *κτημα εσ αι.* — Ich lese also mit durstiger Seele. <sup>1)</sup>

4

Und habe viel getrunken, ohne doch im geringsten meinen Durst zu löschen. Der Verfasser sagt viel Gutes und nichts vollständig: Die Anmerkungen und Hauptsätze sind meistens ziemlich bekannt, die Aufgabe selbst weder genau genug bestimmt, noch natürlich genug zerfällt, noch vollständig und aus voller Brust beantwortet. Er schielt immer auf Ideen, die ihm geläufig sind, und vielleicht werden mehrere Leser sein, denen in der ganzen Schrift nichts so schätzbar ist als — die Beispiele, und diese selbst mehr ihres anderweitigen Inhalts als der Würkung wegen, die sie hier zu ihrer Absicht tun können. Überall, wo er über einzelne Exempel philosophiert, ist er auf seiner Stelle; in den Hauptsätzen, die das Gebäude selbst ausmachen, hören wir einen ändern sprechen, der kleiner ist als Michaelis.

„Der Gesichtspunkt, in welchem man eine Sache betrachtet, hat auf die Benennung einen Einfluß — nicht alle Meinungen fließen in die Sprache über — meistens nur die Meinungen des Volks — doch auch oft der Redner, der Philosophen, der Dichter und selbst geistvoller Privatpersonen“ — dies ist die Ausführung eines so großen und vielversprechenden Hauptstücks, als die erste Sektion ist: „vom Einfluß der Meinungen des Volks in die Sprache“ <sup>2)</sup>, und nun geht's zu Beispielen, die lehrreich sind, aber die Sätze, hinter welchen sie stehen, immer bloßlassen. Sollte man nicht den Verfasser am Ärmel zupfen und fragen: „Wovon redest du? von der Sprache, die gesprochen oder geschrieben wird? von der Sprache, so wie sie erfunden wird oder wie sie sich bildet oder gebildet ist? von der natürlichen Prose des Mundes oder von der Sprache innerhalb der wissenschaftlichen Werkstätten? von dem Naturell und Genie oder von der Grammatik und dem Leisten der Sprache?“ Alle diese Unterschiede sind verwirrt, ohne welche doch keiner seiner Sätze ganz wahr ist — und so müssen wir aus der ersten Sektion mit so nüchtern Herzen weg, als wir kamen. Die zweite soll „von dem vorteilhaften Einfluß der Sprachen auf die Meinungen“ <sup>3)</sup> reden und lehret uns, „daß es reiche Etymologien gebe, die viel in sich schließen und aufbehalten; daß Namen oft Liebe oder Haß einflößen können; daß ein Reichtum an Kunst- und Naturnamen vorteilhaft sei“; nun steht noch ein Paragraph wie ein Dacapo hintenan, und die große Frage ist wieder beantwortet — beantwortet, ohne daß ein christlicher Mensch weiß, was es denn recht sei, das Vorteilbringen? Wem denn, rund gesagt, der Vorteil soll gebracht werden? Und worin, bestimmt geredet, der Vorteil bestehen soll? Aus dem Abschnitt selbst will ich diese Fragen nicht be-

---

<sup>1)</sup> De l'influence des opinions sur le langage" etc. [“Reflexions sur l'influence reciproque du langage sur les opinions”. 1760] par Monsieur Michaelis.

<sup>2)</sup> [A. a. O.]. p. 7-11.

<sup>3)</sup> [A. a. O.]. p. 22-67.

antworten; denn sonst würde es scheinen, als wenn Michaelis in einer Sprache nichts als Wortetymologien und Namenregister kenne; als wenn der Scharwerksdienst, dazu die Sprache aufgeboten wird, lediglich einem Professor auf der Akademie, vorzüglich seinem Lehrbuche zustatten kommen soll: und denn, daß der Vorteil ein Ich-weiß-nicht-Was sei, das sich nicht sagen läßt.

Es folgt ein „Supplement“<sup>4)</sup>, das seinen Namen mit allem Rechte trägt und die so schwere Aufgabe: „was für Vorteile hat die Sprache vor allen übrigen erdenklichen symbolischen Zeichen?“ mit so leichtem Herzen auflöst, als die folgende: „was haben Völker und Sprachen für Vor- und Nachteile gegeneinander?“ mit Anstand und Artigkeit zerschnitten wird. Das zweite „Supplement“<sup>5)</sup>, das eine wahre Polyglotte anmeldet, ist mir selbst in den zerstückten Anmerkungen, die es verrät, so willkommen gewesen, daß ich derselben fast mit so vielem Verlangen entgegensehe als einer ändern heiligen Polyglotte, zu der ganz Europa zusammenträgt.

Der dritte Abschnitt, „von den schädlichen Einflüssen einer Sprache auf die Meinungen“<sup>6)</sup>, weiß alles unter folgende Hauptleute zu ordnen: Reichtum und Überfluß, Vieldeutigkeit und Nebenideen, irrige Etymologien und willkürliche Schönheiten können schaden. Aber wem? und worin? — das frage man mich nicht; ich würde antworten müssen: den Meinungen und durch Meinungen — und nun weiß der Fragende ebensoviel.

Auf den vierten Abschnitt<sup>7)</sup>, der eine Universalmedizin enthält wider die Irrtümer, zu denen eine Sprache leiten kann — ein Projekt zu Aufbewahrung nützlicher Sachen in einem Glase Sprachengeist — ein noch bewährteres zu Verbesserung der Sprachen — und dann das drohendste von allen, daß keine gelehrte Sprache zu erfinden möglich sei: über diesen Abschnitt will ich mich gar nicht einlassen, da ich weder ein Sprachendoktor noch ein Mitglied der Zesischen Gesellschaft bin, noch auf eine gelehrte Sprache Plane aussinne.

Ich bleibe bei meiner Materie und bedaure, daß der vorgegebene Satz mit seinen vieldeutigen Worten Sprache, Meinung, Einfluß, Vorteil, Nachteil dem Verfasser Anlaß gegeben, durch sein Exempel es zu zeigen, wieviel schädlichen Einfluß die Unbestimmtheit einer Sprache in die Gedankenreihe dessen haben könne, der ein solches Thema wie einen Kanzeltext ansieht, über den sich desto erbaulicher sprechen läßt, je vieldeutiger die Worte desselben zu allen sieben Nutzenwendungen sind. — Die abenteuerlichen „Kreuzzüge des Philologen“ liefern in ihrem ersten Versuch einen Plan, wie die vorgelegte Frage nach dem Sinne des Philologen hätte beantwortet werden sollen. Der Plan sagt viel, sowenig die Literaturbriefe

---

<sup>4)</sup> [A. a. O.], p. 68-73.

<sup>5)</sup> [A. a. O.]. p. 74-78.

<sup>6)</sup> [A. a. O.], p. 79 etc. [- 139].

<sup>7)</sup> [A. a. O.]. p. 140-176.

<sup>8)</sup> in ihm fanden, die mit ein paar Nußschalen davonliefen und den Kern liegenließen; er sagt mehr als die umständliche Beurteilung der Preisschrift in den Briefen selbst <sup>9)</sup>, die ebenfalls, so wie der Verfasser, bei Beispielen und Ausschweifungen ihr summum bonum findet; er sagt endlich so viel, daß die Ausführung desselben des Kranzes des Apollo selbst würdig wäre.

## 5

Um der Schwäche meiner Augen willen könnte ich die Frage bloß aus den drei Punkten ansehen, die ich zum voraus abgesteckt, und hoffe, daß sich aus ihnen, wie in der Meßkunst aus drei gegebenen Punkten, ein Mittelpunkt finden und durch sie ein Zirkel beschreiben ließe. Ich würde also die Sprache als das Werkzeug, den Inhalt und die Form menschlicher Gedanken ansehen und fragen:

Wenn das menschliche Denken meistens symbolisch ist, ja wenn wir meistens mit, in und oft nach der Sprache denken: was gibt dies der menschlichen Kenntnis überhaupt für Umriß, Gestalt und Schranken? Und auf der ändern Seite: wie kann man über den Ursprung und die Beschaffenheit einer Sprache philosophieren, wenn man die Kräfte menschlicher Gedanken und Bezeichnung gemeinschaftlich wirken läßt, um sich ein Werkzeug, eine Hülle und eine sichtbare Gestalt zu bilden?

Wenn man nun diese abgezogene Ideen unter die Menschen führet und sich ein Volk gedenkt, das sich seine Sprache bildet: was muß dies wieder der Sprache für Natur geben, daß sie, ein Werkzeug ihrer Organen, ein Inhalt ihrer Gedankenwelt und eine Form ihrer Art zu bezeichnen, kurz, daß sie eine Nationalsprache werde? Und was entstehen für Änderungen, wenn man eine solche werdende Sprache durch alle Grade ihrer Bildung und durch alle Tage ihrer Schöpfung begleitet?

Was muß es der Denkart für Form geben, daß sie sich in, mit und durch eine Sprache bildet, da wir jetzt durch das Sprechen denken lernen? Und wie kann man also die populäre Denkart des gemeinen Mannes in seiner Sprache, sowohl der Materie als der Bildung nach, aufsuchen?

Lassen sich nicht einige Schattenlinien ziehen: wie die Denkart des Volks mit der gelehrten Denkart neben- und ineinanderlaufe? wie beide auch die Sprache ändern müssen, nachdem sie sich vermischen und in einem oder ändern Gebiet zusammen wohnen?

Was gibt die Denkart und Sprache des Volks dem Philosophen, Dichter und Redner für Maße, zu bearbeiten, für Vorrat, auf seine Art anzulegen, und für Instrumente, zu seinen Zwecken zu brauchen? Was hat dies für

---

<sup>8)</sup> Literaturbriefe, Teil 15. [254. Brief, Beschluß], p. 179 |177-188], - [Mendelssohn].

<sup>9)</sup> Literaturbriefe, Teil 4, [72.-74. Brief], p. 366 [-389]. - [Mendelssohn].

Vorteile und Nachteile für die Weisen und den Schüler des Volks? was für gegeneinanderstoßende Vor- und Nachteile für Dichter und Philosophen? für das Publikum, das da lieset und spricht?

Was hat in jedem Teil der Wissenschaften die Sprache für gute und schädliche Einflüsse gehabt? Wie hat sie diesem Vorrat geliefert? jenem Zwang aufgelegt? hier Mißgestalten geboren? dort Wahrheit und Schönheit zur Welt gebracht? in diesem Gebiet der Gelehrsamkeit Wahrheiten, dort Irrtümer verjähret?

Wie hat der Geist der Literatur sich nach den verschiedenen Sprachen geändert, in die er eingetreten? Was nahm er aus allen den Örtern und Gegenden mit, die er verließ? Was nahm er von dem an, was er vor sich fand? Und was entstand für ein Ding aus der Vermischung und Gärung so verschiedener Materie?

Wie haben die vornehmsten Völker in dem Lande der Literatur ihre Sprache als Werkzeug schon gebildet? Worin ist dies und jenes Volk einem ändern vorgekommen und einem dritten nachgeblieben, weil es sein Werkzeug so bequem fand oder zu machen wußte — weil die Form und das Materielle der Sprache diesen und jenen Zwecken entsprach oder widerstrebte? In welcher dieser gelehrten Sprachen ruht das meiste an körperlichem Inhalt der Wissenschaften? Welche ist als Werkzeug die bequemste für diese und keine andere Gattung der Literatur? Und was haben verschiedene Sprachen, die sich bloß nebeneinander bildeten, voneinander angenommen? — Ich kann noch lange schöpfen, ehe sich in dieser reichen Quelle — nicht auf den Boden sehen, sondern nur eine kleine Abnahme merken ließe. Je mehr man schöpft, um desto mehr macht man neuem Zuströme Raum, der sich unter das schöpfende Gefäße drängt und es mit Macht fortstößt. — Ich gebe also diese Arbeit der Danaiden auf und wende das Gesagte auf meine Sprache an:

## 6

Wir haben noch keinen sprachkundigen Philosophen gehabt, der auch nur einiges für unsere Sprache getan hätte, was ich bisher über mehrere Sprachen gleichsam in die weite Welt geredet habe. Und wie ergötzend würde mir der Anblick sein, einige von diesen Aufgaben untersucht und im einzeln bestätigt zu sehen:

Wiefern hat auch die Sprache der Deutschen eine Harmonie mit ihrer Denkart? Wiefern ihre Sprache Eindrücke auf die Gestalt ihrer Literatur gemacht? Wie kann man es ihrer Mundart, von ihren Elementen, von ihrer Aussprache und Silbenmaßen an bis zu dem ganzen Naturell derselben, anerkennen, daß sie unter dem deutschen Himmel gebildet worden, um unter demselben zu wohnen und zu würken?

Wieviel kann man in ihr aus der Welt von Umständen und Begebenheiten erklären, so daß der eigentümliche Inhalt derselben von ihrer Denk- und Lebensart gesammelt wurde? Wie manches läßt sich von der Etymologie einzelner Wörter bis zum ganzen Bau der Schreibart aus den Gesichtspunkten bestimmen, die ihnen eigen waren, so daß die Regeln der Sprachlehre mit den Grundstrichen ihres Charakters parallel laufen und das ganze große Geheimnis des deutschen Idiotismus ein Spiegel der Nation ist?

Welche Revolutionen hat die deutsche Sprache teils in ihrer eigenen Natur, teils durch die Zumischung fremder Sprachen und Denkart erfahren müssen, daß sich ihr Geist wandelte, wengleich ihr Körper derselbe blieb?

Wie voll fremder Kolonien insonderheit die gelehrte Sprache ist, die deutsche Tracht, deutsches Bürgerrecht und deutsche Sitten angenommen haben? Wieviel fremde Aste auf den Stamm unserer Literatur gepfropft sind — wie sie auf demselben wo nicht ausgeartet, so doch verartet und oft veredelt sind?

Wie weit ist die Sprache als Werkzeug der Literatur, wenn man sie mit ändern Nationen vor und neben uns vergleicht? Wie weit als Werkzeug der Literatur, sofern sie verschiedenen Gattungen angemessen wird — wie weit für den Dichter? den Prosaisten? den Weltweisen? Wie weit als Werkzeug der Literatur, sofern sie zu verschiedenen Zwecken arbeiten soll? Wie weit im Bücherstil? In der Sprache des Umgangs? Wie weit, um sich lesen, hören, lernen, deklamieren und singen zu lassen?

Was liegen in ihr für Schätze von Gedanken, für rohe Maße zu Gestalten, für ungebrauchte Formen zu neuen Schreibarten? Was hat sie für eigene Landesprodukte der Literatur aufzuzeigen, die in ihr geboren, genähret oder vollendet sind?

Welche Höhe hat sie erstiegen? Wer hat ihr dahin aufgeholfen? Welche Höhe hat sie zu ersteigen? Und auf der ändern Seite, worin muß sich gegenteils die andere Waagschale wieder neigen?

Freilich große Aufgaben! denn das Was und Wie und Wiefern fodert nicht bloß allgemeine, im Traum gesagte Behauptungen, daß wohl an dem allen so etwas daran sein könne, sondern genaue Bestimmung — Beispiele, die jedesmal das Allgemeine in einzelnen Fällen zeigen — Beweise, aus der Natur, aus der Geschichte dieser und aus der Natur und Geschichte anderer Sprachen genommen — philosophische Beobachtungen, die sich in Grundsätze von selbst zu verwandeln scheinen.

Der ganzen Nation wäre ein solches Buch ein Schatz, ein Schatz für ihre ganze Literatur; denn der Genius, der über die Wissenschaften eines Volks wachet, ist zugleich der Schutzgott der Sprache desselben.

Wo ist der Mann unseres Volks, der ihm dies Opfer bringe? der uns, so wie Minerva dem Diomedes den Nebel von den Augen nahm, damit er Götter und Menschen unterscheiden könnte, uns die myopische Finsternis und den Nebel von Vorurteilen wegnehme, der uns in den meisten Fällen noch auf den Augen liegt? der uns lehre, wie wir diesem Gott unserer Sprache opfern sollen? — Ich warte auf die Erscheinung dieses Tages, wie beim Plato Alkibiades auf den wartete, der ihn über Götter und Götterdienst erleuchten sollte. Und so ahme ich auch der Bescheidenheit dieses griechischen Jünglinges nach, da er sich mit seinem Kranze nicht in den Tempel des Gottes wagen wollte, ehe diese Erscheinung käme. Auch ich hatte ein kleines Gebund Sprachanmerkungen in einen Kranz geflochten, den ich dem Genius unserer Literatur opfern wollte; ich warte aber vor dem Tempel auf einen Sokrates, und wenn er mich statt des Gottes unterrichtet: so sei ihm, als meinem Apollo, der Kranz heilig.

Hier sind also statt eines baufälligen Systems, mit dem die Deutschen nur gemeiniglich zu früh anfangen, hier sind abgebrochene Fragmente, die nichts ganz liefern wollen: Füllsteine, die gut genug sind, solange man noch nicht an ein Gebäude denken darf. — Oder damit ich mit meinem vorigen Bilde schließe: hier ist eine Handvoll Blumen, in verschiedenen Feldern unserer Sprache gesammelt — spielend und im Vorbeigehen gesammelt; nicht mit bebrillter Nase gesucht, nicht mit gebücktem blutroten Gesicht zusammengestoppelt — auf freiem Spaziergange lachten sie mich an, boten sich meiner Hand dar, und ich brach sie. Andere, Michaelis, Klopstock, Abbt, Sulzer, Oest, Ramler, Breitinger, Bodmer, die Literaturbriefe und wer weiß mehr, sind vor mir auf dieser Blumenlese gewesen: ich lese ihnen nach, ohne daß ich mich umsehe, wer hinter mir sei.

J. G. Herder: Über die neuere Deutsche Litteratur. Fragmente. Erste/ Zweite Sammlung von Fragmenten. Riega, J.F. Hartknoch, 1767

J.G. Herder: Ueber die neuere Deutsche Litteratur. Fragmente. Erste Sammlung. Zweite völlig umgearbeitete Ausgabe. Riega, bei Joh. Friedrich Hartknoch, 1768

J.G. Herder: Über die neuere deutsche Literatur. *Fragmente.*, Berlin und Weimar, Aufbau Verlag, 1985

copyright by

**Edition Re/Source**  
**Wolftratshausen**

zeit / kritik  
schrift / bild